

In der Dobrudscha.¹

Deutsche Bauern fanden dort früher eine Zukunftsstätte.

In allen Teilen der vielgestaltigen Dobrudscha, die heute von der blutroten Kriegsflagge beleuchtet ist und die deutsche und bulgarische Krieger den von den trügerischen Versprechungen der Alliierten betörten Rumänen wieder zu entreißen suchen, finden sich Ansiedlungen deutscher Bauern, deren Entstehung und Entwicklung im Folgenden geschildert ist.

Es war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Wieder einmal lastete der Druck russischer Herrschsucht und Unduldsamkeit schwer auf den deutschen Bauern, die seit einem Jahrhundert im Süden Rußlands in schmucken Dörfern wohnten. Nicht jeder ertrug diese Geißel in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Die Wanderlust, die ihre Großväter aus dem Elsaß, aus Baden und aus Württemberg hierher geführt hatte, trieb manchen der Enkel mit dem großen Strom nach Amerika. Aber auch nicht weit südwärts, jenseits der unteren Donau auf türkischem Boden, schien vielen noch genügend Raum zur Siedlung vorhanden zu sein. Rasch reifte der Entschluß zur Tat. Mit Weib und den notwendigen Habseligkeiten wurde die Wanderung angetreten, und auf mühseliger, wochenlanger Reise ging's dem Ziel zu, hinüber nach der türkischen Dobrudscha. Nicht auf einmal wanderten sie; der Erfolg des einen zog den anderen nach. Angehörige der verschiedensten Sippen und Evangelische und Katholische, suchten und fanden ein Asyl.

Eine Zufluchtsstätte ist die Dobrudscha von jeher gewesen, von den Zeiten der Römer an, als Ovid im längst vergangenen Tomi in der Verbannung lebte, bis zu den heutigen Tagen. Gezwungen und freiwillig haben sich hier die verschiedensten Völkerschaften niedergelassen. In freundlichen Fischerdörfern am Schwarzen Meer wohnt die eigenartige Sekte der Lippowaner, Russen, die im heiligen Zarenreiche nicht geduldet werden, und deren Wahlbischof in dem märchenhaft weltverloren gelegenen Männerkloster Uspenia² nahe einem in seinen Spuren noch machtvollen Römerlager unter seinen Gläubigen lebt. In Erdlöchern mit armseligen Strohdach hausen hier und da mit Fes und Turban geschmückte Zigeuner, Arier, die der Volksmund als Türken bezeichnet. Auch echte Türken gibt es noch, aber ihre Zahl ist in der Rumänenzeit allmählich klein geworden. Schlanke Minarette künden ihre Siedlungen an, in denen belebte Viertel mit scheinbar ausgestorbenen Wohnvierteln abwechseln. Heute sind die Rumänen das herrschende Element. Neben Bulgaren, Serben, Italienern und Albanern bebauen sie den oft spärlichen Boden. Wie überall im Orient, so fehlen auch hier nicht die im Handel erprobten Juden, Griechen und Armenier.

Unter diesem Völkergemisch siedelten sich die deutschen Bauern an. Nicht dicht beieinander ließen sie sich nieder, sondern da, wo gerade genügend freier Boden vorhanden war, schlossen sie sich in Anlehnung an bestehende Siedlungen zu Dorfschaften zusammen. Der Name des alten Ortes lebt im deutschen Dorf fort. So findet man deutsche Bauern in allen Teilen der vielgestaltigen Dobrudscha. Von den Höhen bei Malcoci am Sankt Georgsarm schauen sie hinab auf das un-absehbare Sumpfbereich der Donaumündungen mit seinen Seen und Kanälen, seinem Schilf- und Weidenwüsten. Im Waldgebiet bei Atmagea in der nordwestlichen Dobrudscha haben sie den fruchttragenden Boden erst in mühsamer Arbeit dem Wald abringen müssen. Größer ist die Zahl weiter im Süden, im Tariverte, Cogealac und Caramurat, wo Wald und Steppe einem besseren Boden Platz macht. Andere sind ganz nach Süden hingezogen, über die Trajanswälle hinaus, wo sich ihnen in Mangea-Punar der Blick auf das Schwarze Meer öffnet, während sich landeinwärts mit Tumuli gekrönte Hügelketten in endloser Folge zu einer schwermütigen, einförmigen Landschaft auseinander reihen.

¹ Die im Artikel enthaltenen Bilder wurden wegen schlechter Qualität und geringer Aussagekraft nicht übernommen. Die Bildunterschriften lauten:

- Straße in dem deutschen Dorf Cogealac.
- Russisches Fischerdorf Jurilovca
- Zigeuner vor seiner Erdhütte in Babadag
- Tatarenhütte in Babadag

² Kloster Uspenia befindet sich 2 km westlich von Slava Rusă
Standort: N 44,8397558, E 28,5645498

Es ist eine eigene Sache um diese Tropfen deutschen Volkstums mitten im fremden Völkergewirr. Nicht missen möchte ich, so erzählt der Verfasser dieser Schilderung, die Erinnerung an die Stunde, in der ich nach tagelangen Kreuzfahrten in der Dobrudscha, von den russischen Fischern am Meer herkommend, spät abends in das deutsche Dorf Tariverte einfuhr. In der sternenlosen Nacht war zuletzt eine Telegraphenreihe unser einziger Wegweiser gewesen, schwacher Lichtschein in der Ferne unser Richtungspunkt. Kernige Bauernburschen umringten da, durch den Lärm des Gespanns herbeigerufen, unseren Wagen; und in deutschen lauten fragten sie nach dem Woher und Wohin. Wie unvergleichlich hoch steht doch der unwägbare Wert der Sprache als Erbteil gemeinsamer Abstammung und Kultur über ihrer Bedeutung als Mittel menschlicher Verständigung! Das Deutsche als Verkehrssprache spricht ja im Orient jeder strebsame Kaufmann, und man findet selten einen Juden, der es nicht beherrscht — aber die Sprache dieser Bauern hat die Klangfarbe der Heimat, und ihre Dörfer sind ein Stück Heimat in der Fremde, ein Fleck Südwestdeutschlands am Schwarzen Meer. Mit Stolz erzählt da ein Alter, der noch die Türkenzeit erlebt hat, daß er keine andere Sprache als seine Muttersprache sprechen kann. Seine Kinder und Enkel aber lernen in der Schule und bei den Soldaten das Rumänische; und es ist gut so in diesen Ländern, wo die Veranlagung zur Vielsprachigkeit schon angeborenes Erbteil geworden zu sein scheint. Das Deutsche bleibt trotzdem doch die Muttersprache, in der sich alle miteinander verständigen. In einer Bodenwelle liegt das Dorf. Das Grün der Bäume hüllt seine Häuser ein. Brusthohe weiße Mauern begleiten die gerade, breite Dorfstraße. Darüber hinweg lugen mit ihrer Stirnseite die Giebel der einstöckigen Häuser. Zweimal im Jahr erhalten sie ihr schmuckes weißes Kleid. Im weiten Hofraum spenden dunkelblättrige Akazien wohlthuenden Schatten. Schober und Stallungen schließen in fränkischer Anordnung die Hofanlage ein. Überall herrscht Sauberkeit und Ordnung. Bewußt sucht der Bauer sein Dorf aus der Umgebung hervorzuheben, aus den schon in ihrer Entstehung verwahrlosten Wohnstätten der Völkerschaften der Dobrudscha; nur bei den russischen Fischern am Schwarzen Meer und an der Rajelm-Lagune kann man ähnlich schmucke Dörfer finden.

Der Bauer hat es in dem halben Jahrhundert reger Kolonisation zu Wohlstand gebracht — aber harter Arbeit bedarf der widerstrebende Boden, und nur der zähen Ausdauer des Deutschen scheint er sich voll zu erschließen. Er duldet nicht Pausen süßen Nichtstuns, die der Südländer liebt, und ohne die die einheimischen Nachbarn das Dasein nicht lebenswert finden. Mit Stolz blickt der Bauer auf den Erfolg seiner Wirtschaft, auf den stattlichen Hof, seine blühenden Fluren, die zahlreiche Herde seiner Schafe und die Zucht seiner Rinder und Pferde, die das weite Brachfeld beleben. Nur schwer kann er sich entschließen, seine Wirtschaft systematischer zu betreiben und so seinem Nachwuchs Platz zu schaffen, der heute noch gezwungen ist, sich durch Auswanderung anderswo Erwerb zu suchen. Auch der Obstbau würde trotz des rauhen Klimas bei guter Pflege manche Erwerbsmöglichkeit schaffen. Leicht könnte manches deutsches Dorf das Doppelte seiner heutigen Bewohner ernähren.

In politischer Hinsicht bildeten bisher die deutschen Bauern ein loyales und zuverlässiges Element des rumänischen Staates, irredentistische Neigungen fehlen ihnen vollständig; der deutsche Staatsgedanke, dessen Erstarkung ihre aus Deutschland ausgewanderten Vorfahren nicht mehr erlebt haben, ist ihnen fremd geblieben. Aber im Deutschen Reich verehren sie doch das großgewordene Mutterland, und gern hören sie den „Deutschländer“ die Heimat rühmen, die ihnen selbst das Beste mit auf den Weg gegeben hat. Sie waren deutsch in Russland, deutsch in der Türkei und sind und bleiben deutsch auch in Rumänien. Wenn sie auch hin und wieder dieser oder jener Schikane ausgesetzt sind, so halten sie doch mit selbstbewußter Volkskraft und mit angeborener germanischer Zähigkeit an ihrem Deutschtum fest, das sie sich trotz aller Schwierigkeiten auf fremden Boden und in fremder Umgebung treu und stark zu wahren wußten.

Ergreifend sind in der Geschichte dieser Bauernschaften ihre Bemühungen um seelsorgerische Führung, bis ihnen die Kultusgemeinschaften des Reichs Hilfe und geordnete kirchliche Verhältnisse brachten. Stattliche Kirchen mit stolz ragendem Turm künden jetzt von weither das deutsche Dorf an. Scharf hebt es sich ab von den Dörfern der orthodoxen Rumänen und Russen mit ihren kuppelgekrönten Kultstätten oder von den durch zierliche Minarette überragten Siedlungen der Mohammedaner.